

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Albtalbote. 1936-1943 1937

1 (1.3.1937) Deutsche Heimat

Deutsche Heimat

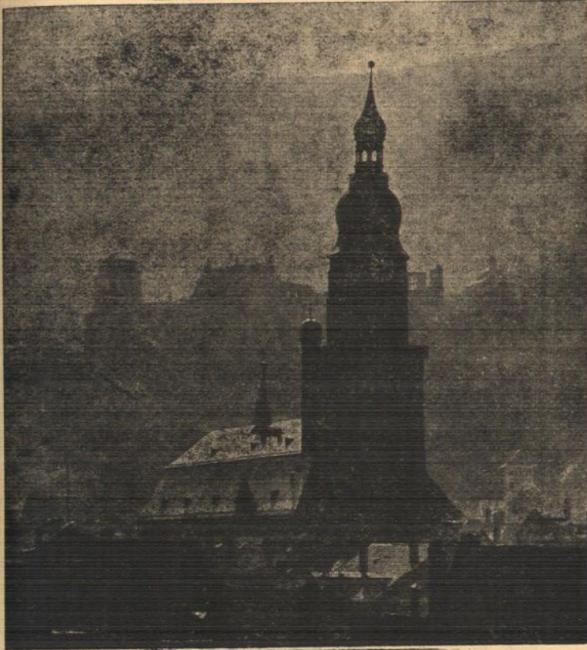
Halbmonatsblätter des „Albtalboten“ Ettlinger Heimatzeitung

1. Jahrgang

1. März 1937

Nr. 1

HEIDELBERG Die Stadt der deutschen Romantik.



Alt-Heidelberg

Alt-Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.
Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar zieh'n des Stromes Wellen,
Blauäuglein blißen drein.
Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.
Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.
Und stehen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geh ich dem Roß die Spornen
Und reit ins Neckartal.

J. B. v. Scheffel.

am frühen Morgen, wenn darüber das Schloß aus dem Dunst hervortritt; nicht minder wirkungsvoll andererseits der Blick auf die Türme der Stadt.

*

Als die Franzosen 1693 die Stadt zerstörten, blieb vom älteren Heidelberg nur wenig übrig: die Kirchen zum Heiligen Geist und von St. Peter, der „Ritter“ und das Zeughaus mit Marstall. Alt-Heidelberg ist also im wesentlichen eine Stadt des 18. Jahrhunderts; und doch wäre es nur bedingt richtig, Heidelberg eine Stadt des Barock zu nennen. Wohl erfolgte der Wiederaufbau der Häuser in den damals üblichen Formen, aber man behielt den alten gotischen Grundriß der Straßen bei. So weisen die Straßenzüge der Altstadt nichts von der mathematischen Klarheit barocker Stadtpläne auf; die Straßenzüge mit ihrer Enge und ihren Krümmungen ist vielmehr völlig mittelalterlich empfunden. Gerade in diesen Elementen liegt aber zum großen Teil die Schönheit alter deutscher Städte begründet: den leichten Schwingungen der schmalen Hauptstraße ist es zu verdanken, daß die Türme der Heiliggeist- und Providenz-Kirche malerische Straßenabschlüsse bilden.

Das vielbesungene Alt-Heidelberg ist heute eine Stadt von 85 000 Einwohnern, die sich ihrer stolzen Ueberlieferung wohl bewußt ist. Die rege Geistigkeit der Universität und das bei allem Ernst des deutschen Wiederaufbaus frohe studentische Leben geben ihr noch jetzt ein eigenes Gepräge.

*

Das Schloß zu Heidelberg ist eines der bedeutendsten Baudenkmale Deutschlands. Die gewaltigen Türme und Bollwerke des Mittelalters, die heute noch, wenn auch nur in Ruinen, allen Anblicken zum Trost, den Himmel ragen, fesseln den Besucher nicht minder, als die Paläste der Kurfürsten der Pfalz, eines Friedrich II., eines Otto Heinrich, Friedrich IV. und Friedrich V. Es sind die schönsten und typischsten Bauten der Epoche der deutschen Renaissance, alle Zeiten überdauernde Meisterwerke der Architektur und Plastik.

Durch fast 5 Jahrhunderte hielten die Pfälzer Kurfürsten in Heidelberg Hof. Es waren gar kunstsinige Herren, die Wittelsbacher der Pfälzer Linie, die sich auf dem Heidelberger Schloß eine der großartigsten Residenzen Europas schufen. Die zunächst als Wehrbau bestimmte mittelalterliche Burg entwickelte sich allmählich zum Wohnbau, bei deren Ausgestaltung seit der Mitte des 16. Jahrhunderts künstlerische Absichten immer stärker hervortraten.

Nach der Zerstörung von Stadt und Schloß durch die Franzosen 1689 und 1693 schien es mit dem Glanz von Heidelberg zu Ende zu sein. Aber fast genau 100 Jahre später sollte „neues Leben aus den Ruinen blühen“; als der Wandel des Naturgefühls auch die Welt des deutschen Mittelalters neue Leuchtkraft gewinnen ließ, war Heidelberg vom Schicksal bestimmt, „für die ganze zivilisierte Welt zum eigentlichen Hort der Romantik zu werden.“

Den einzigartigen Stimmungs-Zauber gerade des Ruinenzustandes hat Georg Dehio, der große Verkünder deutscher Kunst, in wenigen Sätzen klar ausgesprochen: „Es liegt der merkwürdige Fall vor, daß das Heidelberger Schloß durch die Zerstörung ein Wachstum an ästhetischen

Zu unsern Bildern.

- Oben links:
Heiliggeistkirche und Schloß.
(Foto Hanns Kossen.)
- Unten links:
Der Schloßhof.
(Foto Hanns Kossen.)
- Unten rechts:
Reichsfestspiele im Schloßhof.
(Foto Hanns Kossen.)

(Sämtliche Bilder (Kl.) aus dem Archiv des städt. Presseamts Heidelberg.)

Heidelberg

Es rauscht im Schloßhof der Bronnen
In tiefer Vollmondnacht;
Zwei Ritter, vom Grün umspinnen,
Sie halten am Burgtor die Wacht.

Es hängt an hölzerner Pforte
Ein schwerer, eiserner Ring:
Doch wehrt kein Pförtner den Eintritt,
Auch ohne des Klopfers Gekling.

Hoch ragt in verwilderten Trümmern
Des Pfalzgrafenschlosses Bau,
Ins Ungeheure sich dehnd,
Verdämmernd im nächtigen Blau.

In bläulichem Geisterreigen
Schwebt, was hier geträumt
und geschwärmt.

Den Gräften nächtlich entstiegen,
Was hier einst gezeit und gelärmt.

Das Licht, das zitternde, blasse,
Gespenstisch alles umfängt;
Es glänzt die quadrige Masse
Des geborstenen Turms, der gesprengt.

Die mantelfaltenumwallten
Pfalzgrafengestalten bei Rhein,
Sie reden sich riesig, als rege
Sich Leben im rötlichen Stein.

Das Mondlicht flimmert im Flusse,
Fern steigen die Höhen hinan —
Die Stadt, mit blißenden Lichtern,
Blinkt grüßend zum Schloßaltan.

Am Nachthimmel walt eine Wolke
Wie ein wilder, weißer Schwan —
Spät gleitet noch leise flußabwärts
Ein Kranz umgürteter Rahn.

Tief unten dort fährt meine Jugend
Auf dem Schifflein zur Ewigkeit —
Hochoben rauschen die Wälder
Von alter romantischer Zeit.

Heinrich Bierordt.

Heidelberg's Name ist in der ganzen Welt verbreitet, so daß die Legende von dem Amerikaner, dem von Deutschland nur die Begriffe Berlin und Heidelberg geläufig waren, nicht nur viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, sondern sogar als typisch gelten kann. Woher stammt dieser Ruhm? Es waren recht eigentlich die Romantiker, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Schönheiten der Heidelberger Landschaft entdeckten. Hier, wo sich die Berge des Odenwaldes in sanft geschwungener Linie zur Ebene herabsenken, wo sich der Neckar aus engem kurvenreichen Waldtal in das Flachland verliert, fanden sie inmitten einer üppigen Vegetation die mächtigste Burgruine Deutschlands, die wie keine andere an vergangene Ritter- und Fürstentümerlichkeit gemahnte. Seither sind immer wieder Pilger aus aller Welt an den Neckarstrand gezogen, Dichter, um die Schönheit dieser Stadt zu befeigen, Maler, um die weichen Linien und Farben dieser Landschaft zu deuten.

Der eigenartige Zauber von Landschaft und Stadt wirkt unvermindert fort auch auf den Wanderer von heute. Wo in aller Welt sind aber auch Landschaft, Bürgerstadt und Fürstenschloß zu solch harmonischer Einheit zusammengewachsen wie hier!

Vor 100 Jahren fand der Fremde, der von Norden nach Heidelberg kam, nur einen einzigen Zugang in die Stadt vor: die Alte Brücke, die in wundervollem Schwung den Neckar überspannt. Goethe nannte sie die schönste Brücke der Welt; in der Tat ist ihre bewegte Linie aus dem Stadtbild nicht wegzudenken. Unzagbar sein ist ihre Silhouette



Werten erfahren hat; vorher war es ein Gemenge inhomogener Formen. Diese Widersprüche sind jetzt im Ruinenzustand gemildert. Und eingetreten ist jenes, menschlichem Willen und Verstand, auch dem des größten Künstlers, immer unerreichbare Bildnis von Kunst und Natur, das heute im Namen „Heidelberger Schloß“ begriffen ist“.

Ist es ein Wunder, daß das neue Deutschland dieses Schloß und diese Stadt mit ihrer reichen Tradition in Geschichte, Kunst, Geistesleben und Volkstum zur Stätte der Reichsfestspiele bestimmte? Stüde wie Kleists „Räthchen von Heilbronn“ und Goethes „Götz von Berlichingen“ sind doch gleichsam aus der Landschaft des Heidelberger Bereiches geboren und in diese Landschaft hineingewachsen. Hier werden Schauplatz des Werkes und der Aufführung zur Einheit.

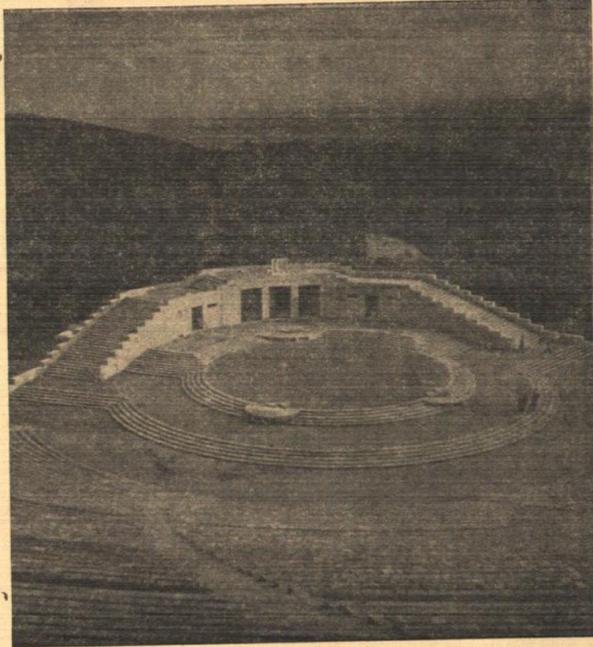
Unter Kurfürst Ruprecht I. 1386 gegründet, errang sich die Universität Heidelberg bald eine führende Stellung im deutschen Geistesleben. Zur Blütezeit des Humanismus wurden in Heidelberg zuerst auf deutschem Boden deutsche Bücher gedruckt und verbreitet. Kurfürst Ottheinrich berief Luthers Mitarbeiter Melancthon; unter seinen Nachfolgern wurde Heidelberg Mittelpunkt der calvinischen Welt. Nach der Zerstörung der Stadt herrschten die Jesuiten. Eine neue Blütezeit begann unter Großherzog Karl Friedrich von Baden, der 1803 die rechtsrheinische Pfalz von Napoleon erhalten hatte; er wurde der zweite Gründer der Universität, die ihm zu Ehren ihren Namen in Ruperto-Carola erweiterte. Nach den Freiheitskriegen war die Heidelberger Studentenschaft begeisterte Vorkämpferin für die Aufrichtung eines einigen Deutschlands, nach dem Weltkrieg war Heidelberg Hochburg des Nationalsozialismus in Baden.

Heidelberg

Friedrich Hölderlin.

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Luft,
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Waldes über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.



Feierstätte auf dem Heiligen Berg.

(Foto Rudolf Bergmayer, Heidelberg.)

Wie von Göttern gesandt', fesselt ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,
Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.
Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten gesendet, und die Gestade sah
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Feierstätte

auf dem Heiligen Berg

Wenn bei der Suche nach einem geeigneten Platz für eine Thingstätte des Dritten Reiches die Wahl auf den Heiligen Berg bei Heidelberg fiel, so geschah das nicht von ungefähr. Finden wir doch auf seiner Höhe Spuren von über 2000 Jahren Menschheitsgeschichte. Kelten, Römer und Germanen haben hier nacheinander zu ihren Göttern gebetet. Die christliche Kirche hat im frühen Mittelalter 2 Klöster auf diesem Berg gebaut. Die neue Zeit hat auch hier oben neues Leben einkehren lassen: der Thingplatz, von Kameraden der Arbeit gebaut, wird viele Tausende deutscher Volksgenossen unter freiem Himmel um ihre Führer und Dichter versammeln.

Über schwer in das Tal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesensbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Raußten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heiter'n Tal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Kunstwerke aus heimischer Erde

Werkstättenbesuch der Staatl. Majolikamanufaktur in Karlsruhe

Die Heimat des alten Kunsthandwerks der Töpferei — der Keramik — ist der Orient. Von dort nahmen die mit farbigen Bleiglasuren bemalten Tongefäße ihren Weg nach den Baleareninseln Mallorca und verfeinert und vervollkommnet gelangte diese Tontunft als Majolika über Italien nach Deutschland. Die beachtliche Reihe von bekannten und gesuchten, vielfach aber inzwischen leider wieder eingegangenen keramischen Werkstätten oder Manufakturen — erinnert sei dabei an die Mosbacher, Durlacher, Zeller, Billinger und Kandlerner, sowie Konstanzer Meisterwerkstätten — beweist, welche großzügige und umfassende Stellung die Kunsttöpferei in Baden einnahm und wie ihre Schöpfungen die künstlerische Gestaltung und die Verarbeitung des Tones als Werkstoff beeinflusst haben.

Hans Thoma veranlaßt die Gründung der Karlsruher Majolika.

Aus kleinen Anfängen und Versuchen hervorgegangen, hat sich die Karlsruher Majolikamanufaktur zu einem, in Bezug auf Form, Farbe und Güte in ganz Deutschland führenden Werk emporgearbeitet. Die eigenartige, ja geradezu seltsame Entstehung der Manufaktur berichtet Hans Thoma:

„Im Jahre 1895, als ich noch in Frankfurt M. lebte, also einige Jahre bevor ich nach Karlsruhe kam, verbrachte ich den Sommer in Oberursel, im Taunus. Dort sah ich einmal einem Töpfer, einem einfachen Hafnermeister bei der Arbeit zu. Ich hatte Interesse an seinem Handwerk, hab' ich doch mein Leben lang gerne geboffelt. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß ich aus einer Schwarzwälder Ahnenerfamilie stamme. Ich ließ mir daher auch sogleich einen Teller drehen und herrichten, der rote Ton erhielt einen Überzug von weißem Ton und ich fragte auf ihm mit einem Stichel eine Zeichnung ein. Der dunkle Untergrund wurde so bloßgelegt und der Teller dann glasiert. Ich hatte Gefallen an der Sache und ließ mir noch einige Teller drehen, um sie nach meiner Art zu bemalen. In meiner Wohnung sah diese Teller der Cronberger Maler Wilhelm Sius, der solches Gefallen daran fand, daß er zur gleichen Betätigung angeregt wurde. Sius kaufte sich einen kleinen Muffelofen und stellte ihn in seinem Keller auf. Nun begann eine angeregte Zeit des Lernens, wobei vor allem die alten Arten des keramischen Verfahrens emsig durchforscht und praktisch versucht wurden.“

Im Jahre 1899 nach Karlsruhe zur Leitung der Kunstschule und der damaligen Akademie der bildenden Künste berufen, veranlaßte Thoma den Großherzog Friedrich I., die „Großherzogliche Majolika-Manufaktur in Karlsruhe“ zu gründen und am 24. Oktober 1901 gab der Großherzog seine Zustimmung zur Errichtung der Manufaktur auf einem der Zivilliste gehörenden Grundstück an der Hoff- und Stabelstraße in Karlsruhe, sowie zur Berufung des Cronberger Malers Sius als künstlerischer und technischer Leiter, womit dessen Unternehmen von Cronberg nach Karlsruhe überführt wurde.

Aus einem kleinen Häuschen gingen die ersten Erzeugnisse der Karlsruher Manufaktur in die Welt, die mit dem

von Altmeister Thoma geschaffenen Zeichen, dem um das badische Wappen geschlungenen beiden „M“ bald lebhaft gesucht wurden. Die Manufaktur nahm in den folgenden Jahren einen schönen Aufschwung, sie verließ ihr kleines Heim und siedelte im Jahre 1910 in ein neues Werkstättengebäude im Hardtwald über.

Krieg und Inflation übten unheilvollen Einfluß auch auf die Karlsruher Manufaktur und erst seit einigen Jahren hat sie sich zu neuen Formen und neuen Bildungen durchgearbeitet. Die ihr vor wenigen Wochen in Mailand bei der sechsten Triennale gewordene hohe Auszeichnung ihrer Erzeugnisse mit der Goldenen Medaille beweist, welche hohen Rufes sich die keramischen Erzeugnisse der Karlsruher Manufaktur weithin erfreuen.

Geformt — gebrannt — glasiert.

In reicher Fülle liefert die deutsche Heimateerde das Material, das die Künstler als Werkstoff benötigen, um die verschiedenartigsten Kunstwerke zu formen. Dem Ton werden je nach Verwendungszweck — in vorgeschriebenen Mischungen und fein geriebenen Quarz und Spat zugesetzt. Nach der Formung und dem ersten Brand, der schon einer genauen Überwachung bedarf, wird das gefestigte Stück in der Spritzerei glasiert und in der Malerei bemalt. Dann wird es einem zweiten Brand, dem „Glatzbrand“ unterzogen. Mag nun die Glazur noch so rezeptmäßig vollzogen, mögen Künstler und Arbeit noch so bedacht zu Werk gegangen sein, wie beim Gießguss, harren alle nach dem Brande der Offenbarungen des Zufalls. Denn zu dem, was wir kennen und was wir wünschen, wird die keramische Ware erst durch diesen doppelten Brand. Ein paar Hitzegrade mehr oder weniger können auf der einen Seite das Werk des Künstlers zerstören oder die Wirkung gewaltig steigern. Enttäuschungen, Überraschungen bringt der zweite Brand.

Von Rheinfischen und Rheinfischern

Aus dem ältesten Handwerk der Menschheit.

Die Fischerei ist so alt wie die Menschen selbst! Wir haben Zeugnisse darüber aus der Anfangsgeschichte der Menschheit in Form der Höhlenwandzeichnungen, aus denen einwandfrei hervorgeht, daß schon den Fischern der älteren Steinzeit die Forelle als sehr begehrter Fisch bekannt war. Aus der jüngeren Steinzeit kennen wir das Fischerhandwerk der Bewohner der Bodenseepfahlbauten. Mit List und Geschick gingen sie dem Wasserwild zu Leibe, altes Netz und Angelgerät zeugt davon. Und so geht die Verbindung von Generation zu Generation bis zur heutigen Fischergilde. Von Rindsbeinen an werden sie am Wasser groß; jeder Winkel, alle Gießen und Gumpen der Altwasser sind dem zünftigen Fischer bekannt. Mit dem Vater fährt der Bub hinaus und erlebt die ganze Technik

der Fischerei praktisch mit, bis er eines Tages selbst eigenmächtig Schiff und Netz ergreift, denn sein Glück mit der Gerte hat er schon längst versucht.

„Steig' ein in den Traubord, heut' will ich dich mitnehmen in das Revier der Rheinfischer“, lautet die Einladung. Stehend, mit einem Stechruder, bewegt der Fischer den Kahn und steuert ihn zugleich. Wachsam gleiten seine Augen über die glatte Fläche. Wöglich dreht er den Kack bei, fährt einen Bogen, während der zweite Fischer das über die Bordwand hängende Langgarn abbrausen läßt. Die Flossen aus Holz halten das Netz, sodas es wie eine Wand im Wasser stehenbleibt; alles was umfahren ist, ist gefangen. Doch nein, ein erfahrener Hecht schwingt elegant über den Negrand und ist frei. Was sonst

an Weißfischen, Barschen und Grünzeug wie wild gegen die Mägen anschwimmt, wandert in den Fischkästen, der unzählige Löcher besitzt, damit die eingesperrten Fische immer genügend Atemwasser haben. Die nächsten Züge sind weniger erfolgreich, und der Fischer sucht ergiebiger Gründe auf. Doch mit einem Mal hängt das Netz fest, an einem alten Stumpfen oder einem anderen Gegenstand. Ein Ruck, es ist zwar wieder frei, leider aber auch zerrissen. Ein Teil der Beute nimmt schleunigst durch den unverhofft entstandenen Notausgang „Reißaus“.

Wetter fahren wir zu den Reusen. Die Stecken schaukeln und es plätschert im Wasser. Aha, da haben sich ein paar eingesperrt. Lauter Goldtütchen (Schleien!). In den nächsten gibts noch einige Hechte und Zander, alle übrigen sind leer, weil das Wasser wieder ziemlich zurückgegangen ist.

Den Rückweg nehmen wir auf dem Bollrhein. Von weitem sehen wir eine Weile dem Galgenfischer zu, der hinter den Bunen sein Glück versucht. Oftmals zieht er das an Stahlbügel über eine Rolle auf und ab zu lassende flache Netz in die Höhe. Er raucht dabei behaglich seine Pfeife und wird erst aus seiner Beschaulichkeit gerissen, als er merkt, daß im durchhängenden Netz zwei Prachtbarsche zappeln. Wo die „Jubengasse“ einmündet, steht auch ein Malshocker, der gerade seine Arbeit beginnt. Das große und wertvolle Netz wird am Baum in den Strom gehängt und alle zwei Stunden gezogen. Was die Strömung hineintribt, ist gefangen. Von Mai bis November betreiben die Schokker den Aalfang. Besonders in trüben, gewitt-

rigen Nächten wimmelt das Netz von schwarzen „Schlangeng“. Von allen Flußfischen hat der Aal das zäheste Leben. „Jeder andere Fisch muß im Schokkerneß erlaufen“. — „Wie, ein Fisch erlaufen?“ — „Alleweg“, erklärt uns der Fischer, „auch ein Fisch kann ertrinken, die Strömung drückt ihn gegen das Netz, seine Kiemen können nicht mehr arbeiten und so muß er in seinem eigenen Lebenselement elend umkommen.“ — Die Fischer sind dem Schokker im allgemeinen nicht gerade hold gesinnt, weil durch seine Fischereiart viele Jungfische zugrundegehen.

Es dunkelte schon, als wir zurückkamen. Die Netze werden nun aufgehängt, das Boot mit der Schöpfelle gesäubert, Ruder, Fischkorb und was sonst noch mitgenommen wurde, werden gut verwahrt. Durch den grauer-schlammten Wald wandern wir dem Dorfe zu. „Wir Fischer leben halt alleweil in der Hoffnung. Aber seit die alten Gumpen und Riestrüden verschwunden sind, steht nimmer viel in den Altwässern. Mein Großvater hat früher viel mehr Gutfische gefangen. Jetzt ist man froh, wenn ein paar Schwänze in den Mägen hängen. Ueberhaupt können sich heute die Fischer kaum mehr allein von der Fischerei ernähren. Sie sind eigentlich in erster Linie Bauer und erst dann Fischer. So haben sich die Verhältnisse geändert. Die Wartlust striden wir selbstverständlich selber, erzählte der Fischer weiter, das gibt Arbeit für die langen Winterabende. Da gleitet das Garn über den glatten Model und es entstehen eng- und weitmächtige Fletnege. Sie werden dann „angestellt“, d. h. mit Flossen und Gewichten versehen, damit im neuen Jahr wieder genügend Netze im Strom liegen können.

lich auf. Wie zwei Eisenhebel greifen seine Fäuste zu. Heben den Kerl und knallen ihn auf den Steinboden.

Und Wetter und Sturm setzen Stolz und Eigensinn hinweg. Ihre Herzen lodern einander zu in prächtigen Flammen, und sie wissen kaum, daß sie ihre Arme breiten und sich fassen und halten.

Dann erzählt er: Während sie das Heu aufluden, war ihm mit einem Male eine solch' dunkle, heiße Angst gekommen, und er hat mögen oder nicht, er mußte heim und sehen, wie die Dinge auf dem Hofe standen. Und eben, da er von der Straße auf den Hof eingebogen, da hatte er auch schon ihren Hilferuf gehört.

Sa, aber wo war nun der Kerl! Der hatte sich heimlich und unbemerkt davon gemacht. „s soll mein Dank sein, daß ich ihn laufen ließ!“ freute sich Martin, „denn ohne ihn hätte ich dich wohl noch nicht gefunden!“

So hatte eine Not der anderen ein End' gemacht. Das ganze Dorf wurde zur Hochzeit geladen, und es war ein Zucherei und eine Schmauserei, als seien da ein Duzend Paare zusammengetan worden. Marie und Martin saßen unter ihnen voll tiefer und verhaltener Freude. Es waren ihnen immer noch der Tag und ihre Liebe ein Wunder und eine große Gnade.

„Schwarze“ Schimmel

Eine Theaterbegebenheit von H. Vestiboudois.

Ein Witz? Spiel des Wortes, Oder gar eine Verhöhnepielung des verehrten Lesers? ... — Keineswegs! Sondern man wird sehen, daß die Ueberschrift im gewissen Sinne ihre Richtigkeit hat.

Es ist ein festlicher Abend in einem bekannten Hof-Opern-Theater einer bedeutsamen Kunststadt. Aus dem Programmzettel geht hervor, daß es sich um eine Aufführung der „Walküre“ handelt. Nun war dieses berühmte Hof-Operntheater in der beneidenswerten Lage, zu dem spukhaften Walkürenritt richtige Pferde zu benützen, dem andere Opernbühnen nur mit mehr oder weniger schönen Attrappen gerecht zu werden vermögen. Fürwahr: prächtvolle Schimmel waren es, die für diesen künstlerischen Zweck das fürstliche Gestüt zur Verfügung gestellt hatte! Was um so bemerkenswerter ist, daß die braven Tiere, die schon durch mehrere Aufführungen den Sinn ihrer Bühnenlaufbahn kannten, keinerlei Scheu mehr vor dem grellen Rampenlicht zeigten. Die gesamte künstlerische Provinz war stolz auf die lebende Attraktion ihrer Bühne.

Nun geschah es, daß zu diesem festlichen Abend Richard Wagner unvorhergesehen als Gast und Autor erschien. Vor Beginn der Vorstellung wurde er mit begeisterten Ovationen empfangen. Als er aber die für den Walkürenritt bestimmten Schimmel sah, schrie er entsetzt dem Intendanten zu: „Weiße Walkürenpferde ...!? Unmöglich, Herr Intendant! Es müssen natürlich Rapen sein!“

Der so jäh aus seinem Triumph herausgerissene Intendant raufte sich die Haare, wies den Meister auf das ausverkaufte Haus hin, auf die kostspielige Ausstattung des „Ringes“ und bedeutete ihm, daß es unmöglich sei, jetzt erstelle der Schimmel Rapen zur Verfügung zu stellen. Umsonst! Richard Wagner, dessen Unerbittlichkeit in Regiefragen bekannt ist, bestand auf seiner Forderung, — oder die Aufführung müßte unterbleiben.

Alles Seufzen, Schimpfen, Fluchen konnte den Meister nicht umstimmen. Zuletzt kam ein einfacher Bühnenarbeiter auf eine rettende Idee — die Schimmel wurden schwarz gestrichen! Mit dieser Lösung war auch Richard Wagner einverstanden.

Und so ergibt sich für die staunende Nachwelt der kuriose Tatbestand, daß Richard Wagner der einzige Bühnenautor war, den es zufrieden machte, daß in seinem Werke etwas g e s t r i c h e n wurde!

Sie wollten zusammen nicht kommen

Eine Bauerngeschichte von Wilhelm Lennemann.

„Also Marie!“ sagte der Bauer Birkner zu seiner Tochter, „du bist nun fünfundsanzig, das sind fünf Jahre über die Zeit, da deine Mutter in die Ehe schritt; du aber siehst die Burschen an, als hättest du kein Herz im Leib, da wagst dich keiner an dich! Willst etwa nicht? He!“

„Ich will schon, Vater“, kam es verjöhnt, „aber ich trag mich nicht an, und ich werf mich nicht weg!“

„Das sollst auch nimmer!“ braute der Bauer auf, „aber ich mein, ein Mädel mit einem solchen Hof als Hochzeitsgut müßt das ganze Dorf rebellisch machen.“

Das Mädchen lachte leise: „Drum auch bin ich wohl so wählerisch!“

„Gib acht“, fuhr der Bauer fort, „also da muß ein rechter Kerl auf den Hof, ein echter, derber Bauer, der fest in dem Boden steht und sich vor dem Tag nicht bangt! Und da meine ich, unere neumodischen Bauernjungen, gerade die von den großen Höfen, die haben zuviel in der Stadt studiert, da habe ich keine rechte Meinung zu; und da habe ich mich selbst mal für dich umgesehen; da ist der Martin Rabe. Ist nur ein armer Bursch, aber ein braver Kerl und ein Bauer, wie er sein muß! Den möcht ich wohl!“

Dem Mädchen war erschrocken das Blut hochgestiegen. „Martin Rabe!“

„Da steck deinen Stolz und deinen Zorn bei“, beruhigte sie der Alte, „kennst den Martin ja, ich mein, ein' Ueberlegung wär's wohl wert!“

Die Marie lenkte klüglich ein: „Wenn der Vater meint“

„Na, also“, freute sich der Bauer, „ich werd's dem Martin wohl beibringen.“

Die Marie ging in die Küche. Ihr Herz sang in heimlicher Freude. Nie hätte sie gedacht, daß ihr bauernstolzer Vater so mordmüdig vernünftig sein könnte. Und gerade den Martin hat er erwählt, den sie gern hat! all die Jahre hindurch. Aber der Bursch hat's nie gemerkt, und so hatte auch sie sich eingeschält in eine Gleichgültigkeit und großbäuerliche Unnahbarkeit. Aber jetzt würde ihm wohl der Vater die nötige Kurage beibringen. Sie lachte heimlich in sich hinein.

Und richtig, beim nächsten Kirchgang packt sich der Bauer den Burschen, fragt hin und her und dann: „Möchtest nicht Bauer werden, Martin; bist doch deine Jahr.“

Der Martin horcht auf. Wo hinaus will der Bauer. „Werden möcht ich wohl ...“ zögert er.

„Also! Dann pad' doch zu!“ muntert's ihn auf, „oder hast keine Kurage?“

Jetzt hat der Martin verstanden. Einen Jauchzer hätte er getan, wenn nicht der ehrwürdige Bauer neben ihm gestanden. Also, da ging's hinaus! Die Marie! Die ihn immer so stolz angesehen, daß ein Schreden in seine Freud gefahren, und sein Herz in Verzagttheit ein paar Schritte zurückging, wo es meint, in Liebe und Verehrung auf sie zugehen zu müssen. Aber nun ... und zum nächsten Sonntag schickt er dem Birkner den Freiwerber ins Haus. Der wird wohl aufgenommen. Und den Sonntag nachmittag darauf kommt der Martin selbst und bringt sein Wort an. Und die Marie sagt auch nicht nein. Zwar steht noch eine kleine schamvolle Schüchternheit zwischen ihnen, aber ihre heimliche Liebe blättert doch auf.

Und stolz und froh ist auch der alte Bauer, daß seine Methode so prächtig voll eingeschlagen. Und da er dann mit dem Martin in die Diele geht und ihm das Vieh weist und der Bursch mit dem gebührenden Lobe nicht sparsam ist, wird der Bauer gesprächig: „Siehst Martin, akkurat dich hatt' ich ausgesucht, weil der Hof einen rechten Bauern braucht, daß mein Herz keine Not hat, wenn ich einmal meine Erde lasse.“

Da horcht der Martin abermals auf ... also nur, damit der Hof in die rechten Händ' kam und nicht verlodere! „Und die Marie?“ fragte er und führt ein kleines Herzabgeben.

„Die Marie“, sagt der Bauer, „die kennt's vierte Gebot und weiß, was sie ihrem Vater schuldet!“

„So, so!“ sagt der Martin, da weiß er auch genug. Und ein Befinnen macht ihn wortfarg, und seine Freude friert ein.

Auch die Marie fühlt die Kühle und Gemessenheit. Der Hof ist ihm die Hauptsach', glaubt sie. Sie wirft Dedes über ihr Herz und schlüpft wieder in eine mädchenhafte Herbsheit.

So verriegelten beide eigenfönnig ihr Herz, ehe sie noch die Türlein dazu recht aufgemacht hatten. Ein jedes glaubte sich in seiner Liebe betrogen — um des Hofes willen!

Wochen gehen darüber hin. Die Ernte wird eingefahren, und immer noch ist da ein Graben zwischen ihnen, darüber taum die Hände reichen, und ein jedes scheut sich, die

ersten Brettlein darüber zu legen. Und ist doch ein Sehnen in ihnen, daß sie oft meinen, das Herz müsse ihnen springen. Doch zwingen sie sich mit Gewalt und binden ihre Zunge, daß ja kein vorlautes Wörtlein entschlüpft. Ihr dummer Stolz triumphiert, aber er macht ihnen wenig Freude. Und der Hochzeitstag steht vor der Tür!

Das Mädchen arbeitet im Hause. Der Vater ist auf dem Felde und auch der Martin hilft ihm heuen. Da klopf es barisch an die Küchentür. Ein Bettler steht davor.

„Ein Butterbrot!“ fordert er und sieht sie frech an. Das Mädchen streicht ein Brot und legt Käse darauf.

„Nicht einmal Speck!“ begehrt der Bettler auf, tut ein paar Schritte in die Küche und wirft das Brot klatschend auf den Tisch.

„Genügt euch das nicht, dann gib't's gar nichts!“ erwidert das Mädchen ärgerlich.

„Doh! Gibts gar nichts!“ lachte er laut, „da muß ich halt selbst nehmen!“ Horcht, ob sich da weiter niemand melde ... Die Spitzbubenaugen spähen rundum. Reißt den Schranz auf.

Da springt das Mädchen davor.

„Dirn!“ schreit der Kerl, „hüt' dich, daß ich dich nicht aufreiß!“

Und als sie nicht weicht, krallen sich seine Hände um ihre Arme und zwei gierige Augen brennen sie an.

Da kommt eine Angst über das Mädchen. „Martin, Martin!“ schreit es.

Und: „Marie!“ antwortet es vom Hofe her. Und schon fliegt die Tür auf, und der Martin springt ins Zimmer. Einen Schrei tut er. Einen Schlag und ein Griff in das Genick des Stromers. In dem Burschen tauscht es gefähr-

Das Leibgericht

Von J. A. Memmlöv.

Er hatte die Kunstakademie in Stockholm besucht und war nach Paris gefahren, um weiterzustudieren.

Wie es meistens der Fall bei den jungen Malern ist, die nach Paris kommen, war seine Kenntnis der französischen Sprache, sowie überhaupt sein Interesse für Sprachstudien sehr gering. Aber er machte sich doch verständlich mit Hilfe eines Lexikons, durch Zeichensprache oder durch lebhaftes Mienenpiel.

Eines schönen Tages zu Beginn seines Pariser Aufenthaltes, sah er in einem großen Restaurant am Place Saint Michel und träumte von den ledernen Fleischklopfen seiner Mutter. Er war mehrere Stunden an der Seine entlang gewandert, hatte eine Skizze nach der anderen in sein Skizzenbuch geworfen, und erst als der Wagen knurrte, dachte er daran, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Er verfügte über ziemlich viel Geld und brauchte sich nichts zu verlagen, und was er jetzt am liebsten möchte, waren eben ...

Ja, wie hießen nun „Fleischklopse“ auf französisch?

Er schlug sein Taschenlexikon auf, das er stets bei sich trug.

„Schlechtes Lexikon“, murmelte er, nachdem er eine Weile gesucht hatte. „Da steht ja nicht einmal ein so gewöhnliches Wort wie Fleischklopse drin!“

Ärgerlich steckte er das Lexikon wieder ein, fuhr sich durch die Haare und überlegte.

„Fleischklopse, Fleischklopse ...“

Er schludte; denn je mehr er an die knusprigen Klopse seiner Mutter dachte, desto größer wurde die Lust darauf. Klöglich ging ihm ein Licht auf. Er hatte eine Idee.

Mit einem zufriedenen Lächeln nahm er seinen Skizzenblock hervor und begann mit großer Kunstfertigkeit ein Stillleben zu zeichnen, das Fleischklopse darstellte.

„Sil vous plait“, sagte er darauf höflich aber bestimmt dem Kellner.

Aber der kleine Kellner starrte vollkommen verständnislos auf das Skizzenblatt, sah daraufhin den Herrn an, dann wieder auf das Skizzenblatt, schüttelte den Kopf und zuckte auf die unnahsahmliche Art der Franzosen die Schultern.

Und da war es nahe daran, daß Erik sich ernstlich in seinem künstlerischen Selbstbewußtsein getroffen fühlte.

„Fleischklopse“, sagte er in vorwurfsvollem Ton nun auf schwedisch, kante und zeigte auf seinen Mund, um seine Wünsche zu illustrieren.

„Ah!“, sagte triumphierend der Kellner und verschwand in Richtung Küche.

Erik steckte sich eine Zigarette an und sah sich im Saal um. In seiner Nähe sah eine junge Dame mit sehr blondem Haar, allein. Sie war einfach, aber gut gekleidet und ihr Profil hatte eine gewisse aristokratische Reinheit der Linie.

Eine blonde Italienerin, dachte Erik. Sicher aus der Lombardei.

Denn sie sah Spaghetti, sicher und unbehindert, was befanntlich eine ziemliche Kunst ist.

Nachdem er sie eine Weile diskret betrachtet hatte, beschloß Erik, seine männliche Anziehungskraft geltend zu machen.

Aber was war das? Ein alles andere als entzücktes Zucken ihrer hübschen und verführerischen Lippen war die Antwort auf seinen glutvollen Blick. Sie versuchte es zu verbergen, aber an ihren Augen sah man, daß sie lachte.

In diesem Augenblick kam der Kellner mit dem Bestellten. Erik löschte seine Zigarette aus und griff nach Messer und Gabel.

„Six francs“, sagte der Kellner und verbeugte sich. Erik antwortete nicht. Auf einmal ließ er Messer und Gabel fallen und starrte entsetzt auf die „Fleischklopse“.

Die bewegten sich. Ein Gefühl des Efels überließ ihn. „Das nennen Sie Fleischklopse?“ rief er wieder auf schwedisch — da er so enttäuscht war, daß er sich nicht mehr beherrschen konnte.

Die blonde Unbekannte lachte nun herzlich.

„Six francs“, wiederholte verständnislos der Kellner. Erik warf ihm sieben francs hin und stand auf. Aber mit einer temperamentvollen Geste ergriff er die Schüssel und hielt sie dem erschrockenen Ober unter die Nase.

„So, also Fleischklopse sind das“, rief er noch einmal wütend.

Die blonde Frau erküdete fast vor Lachen.

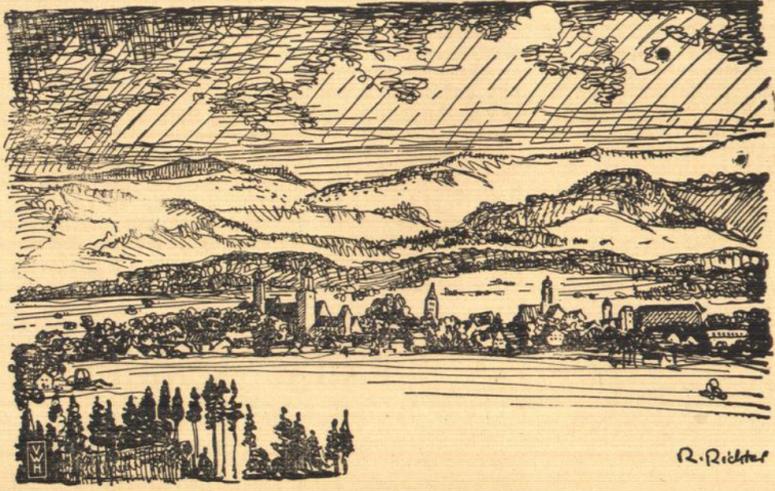
Das war zuviel. Erik hatte das dunkle Gefühl, man mache sich über ihn lustig. Ihr klingendes Lachen in den Ohren stürzte er aus dem Lokal.

Es war dies das erste und letzte Mal, daß Erik versuchte, ein heimatisches Gericht in einem französischen Lokal zu bestellen. Was der dienstfertige Kellner ihm vorgelegt hatte, war ein in der französischen Küche recht häufiger Lederbissen — Lebende Schnecken!

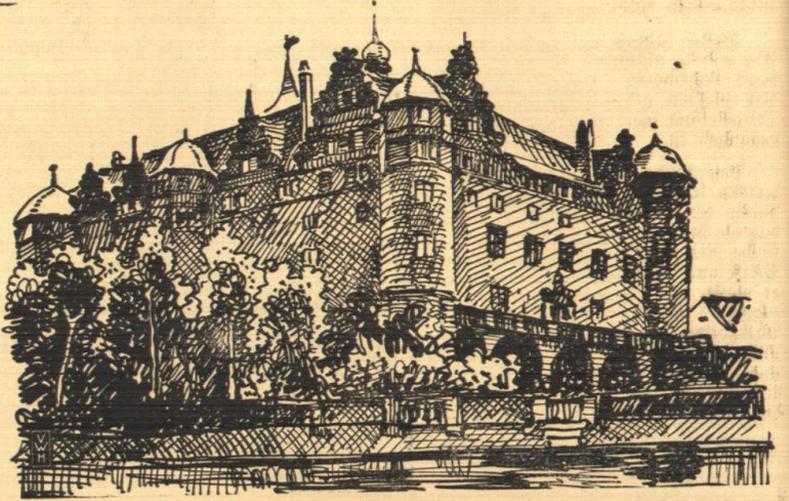
(Berechtigter Uebersetzung aus dem Schwedischen von Karin Reiz.)

Druck: Buch- und Steindruckerei R. Barth, Ettlingen.

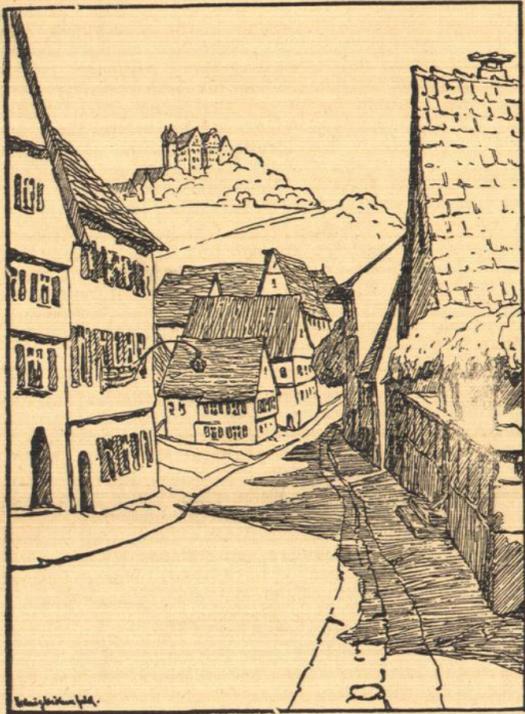
Bilder aus dem Schwabenlande



Isny im Allgäu



Schloß Hohenlohe



Kapfenburg

Die Kapfenburg bei Lauchheim an der Eisenbahnlinie Alsen-Nördlingen ist ein noch gut erhaltenes Deutschherrenschloß, das ursprünglich im Besitz der Grafen von Dettingen war und 1806 an Württemberg kam. Am eindrucksvollsten sind die mächtigen Mauern und Portale, aber auch das Innere der Burg enthält viel Interessantes, so vor allem wertvolle alte Wappen und Ritterbilder sowie ein kunstvoll getriebenes Eisengitter. Von dem hochragenden Schlosse aus hat man ein entzückendes Bild auf das malerische alte Städtchen *L a u c h h e i m* und auf die große, auch geologisch interessante Fruchtebene des Ries.

Isny im württembergischen Allgäu.

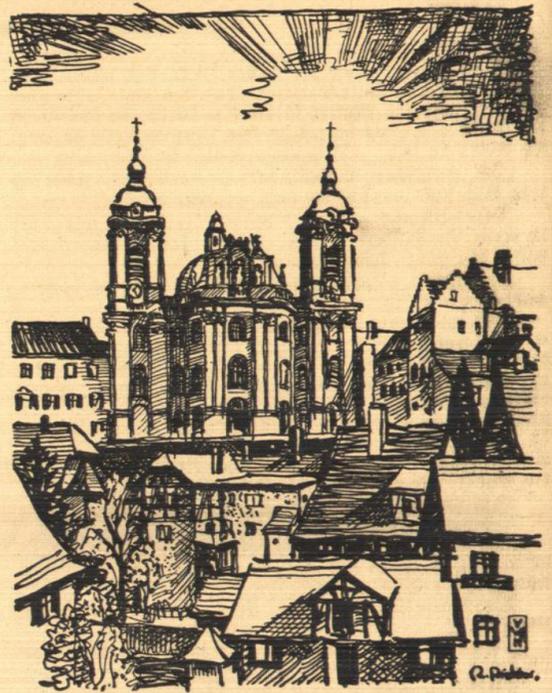
720 Meter über dem Meere in weitem Hochtal birgt diese alte, bereits im Gebiete der Boralpen liegende Stadt mit ihren Stadtmauern und Türmen manches architektonische Kleinod. Isny ist, am Fuße der Aalegg gelegen, der Ausgangspunkt für lohnende Wanderungen (Schwarzer Grat u. a.) und wird als Luftkurort und idealer Wintersportplatz viel besucht. Isny wurde 1365 Reichsstadt und kam 1806 zu Württemberg.

Stammshloß der Hohenlohe in Neuenstein.

Am Fuße der Waldenburger Berge, an der Bahnlinie von Heilbronn nach Hall, liegt das freundliche Städtchen Neuenstein mit einem mächtigen hohenloheischen Renaissancehloß, dessen kostbare Altstümersammlung von großem Interesse ist. In Neuenstein wurde Goethes Urgroßvater, J. W. Weber, genannt Textor, geboren.

Lauffen a. N.

Ein altertümliches, von weitgezogenen Rebshügeln und schönen Obstgärten umrahmtes Städtchen an der Bahnlinie Stuttgart-Heilbronn, das dem Maler immer wieder neue und interessante Motive zu geben weiß. Der Neckar hat hier eine Felsenbarre durchnagt und trennt die Stadt in zwei Teile. Lauffen ist die Geburtsstadt des unglücklichen Dichters *H ö l d e r l i n*. Vor Lauffen fand am 13. Mai 1534 jene Entscheidungsschlacht statt, die Herzog Ulrich von Württemberg wieder in sein Land zurückführte. Auch 1799 tobte der Krieg um das alte Lauffen, indem die Franzosen unter Ney mit den Oesterreichern ein blutiges Treffen schlugen.



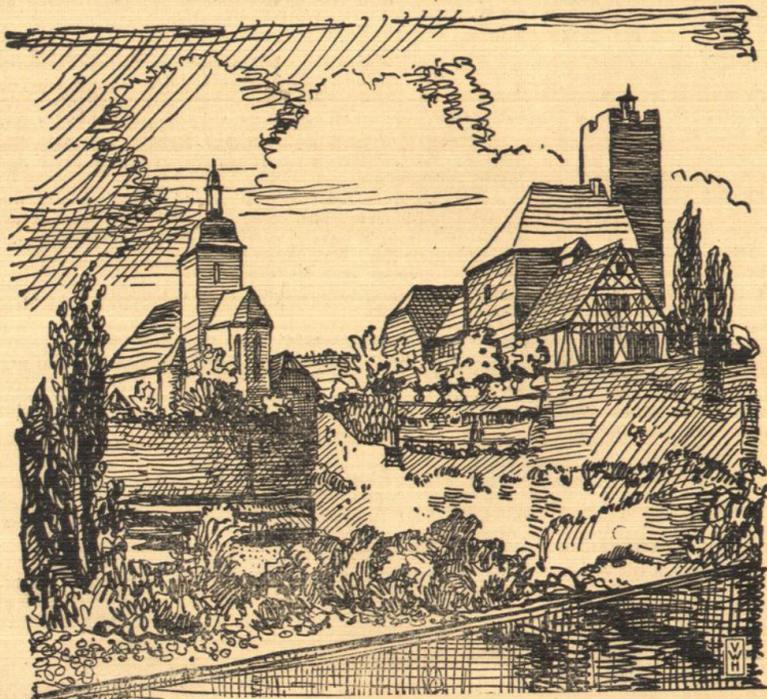
Weingarten

5 km von Ravensburg liegt Weingarten, dem die Welßen im 10. und 11. Jahrhundert eine große Benediktinerabtei gestiftet haben, deren spätere, 1715-1724 erbaute Barockkirche, das Klostermünster, in der Kunstgeschichte berühmt geworden ist. Die Umgebung Weingartens mit ihren tief eingeschnittenen wild geklüfteten Tälern ist überaus romantisch und an Sagen reich.

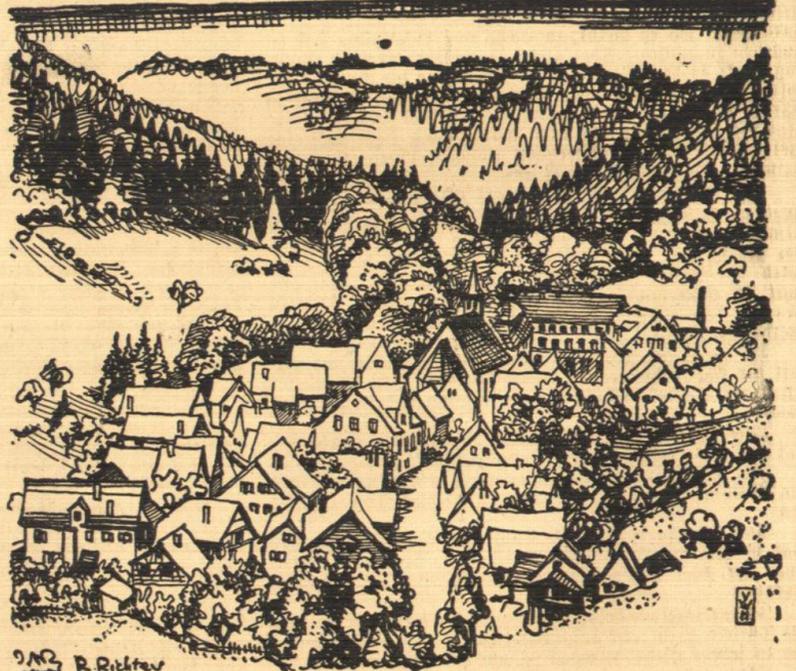
Bad Teinach im Schwarzwald.

Unweit Calw an der Strecke nach Nagold, liegt im Tale der Teinach, von dunklen Tannen umgeben das vielbesuchte Bad Teinach und darüber auf schmalem, steil abfallendem Berggründen das enge und schmale Städtchen Javelstein mit seiner sehenswerten Ruine. Auf den Bergwiesen um den Javelstein entfaltet im März ein üppiger Krokusflor seine buntprangenden Blütentelche. Das milde Waldklima Teinachs, seine schattigen Promenaden und seine verschiedenen Mineralquellen machen Bad Teinach zu einem vielbesuchten Kurort.

Bildmatern: Verkehrsverband Württemberg-Hohenzollern.



Lauffen a. N.



Bad Teinach